

Judith Kuckart

Die Autorenwitwe

Erzählungen

174 Seiten

gebunden

Erscheinungsjahr: Frühjahr 2003

€ 17,90 (D) / sFr. 32,00

ISBN 9783832160036

NADINE AUS ROSTOCK

Sie war zweiundvierzig, ich sechszwanzig, als ihr Sterben begann. Es ging schnell. Wir hatten vier Jahre zusammen gelebt. Sie starb in vier Wochen. Ihr Gesicht wurde schmaler, zum Abschied belastet mit Schönheit, nicht mit Tod. „Hast du dich geschminkt“, fragte ich sie, als ich sie an ihrem letzten Samstag im Krankenhaus besuchte. Zwei Schwestern zogen gerade eine blaue Unterlage zwischen Bettuch und Matratze straff. Sie lächelten und hatten seit Tagen kein Frühstück mehr gebracht.

Sie griff meine Hand und sagte meinen Namen, fast unangenehm laut. Aus Verlegenheit sah ich auf die Uhr. Es war zwanzig nach neun am Morgen. Die Schwestern gingen hinaus.

Hast du dich geschminkt?

Sie schüttelte den Kopf auf dem Kissen, zuckte mit dem Mund. Als sie die Lippen öffnete, brachen die Linien in ihrem Gesicht. Für einen Moment schien es, als stünden ihre Augen senkrecht übereinander, die Züge, alle, zerschnitten, verschoben, zerbrochen ohne Sturz. Das Gesicht wurde Landschaft, genauer: die sparsame Zeichnung einer Landschaft.

In der Landschaft verschwand sie.

Ich blieb allein an dem Bett zurück, in dem sie lag. Ihr linker Fuß hing heraus. „Warte“, sagte sie. Sie atmete aus und nicht wieder. Die Augen hatte sie selber im letzten Moment geschlossen. Ich dachte an die blaue Unterlage zwischen Bettuch und Matratze.

Durch die angelehnte Tür hörte ich eine der lächelnden Krankenschwestern am Telefon sprechen. Sie verabredete sich für den Abend, für's Kino. Ich stand auf und faltete die Hände vor dem Bauch, mißtrauisch, unsicher, erschrocken, noch nicht traurig. An ihrer Seite hatte ich in keiner Nacht von einer anderen Frau geträumt. Aber ich war Lehrer und mein Leben nicht ohne Methode.

Auf dem Gepäckträger die kleine Reisetasche mit ihren Sachen, fuhr ich mit dem Rad nach Hause.

Im Jahr darauf heiratete ich, um zu heiraten. Ich war einige Male mit der Sekretärin aus dem Rektorat ausgegangen. Wir waren zusammen in Urlaub

gefahren. Sie verführte mich an einem versteckten See in Brandenburg. Danach erinnerte ich mich besser an die Schwäne, die ich über ihre Schulter hinweg gesehen hatte, als an eine Leidenschaft unter freiem Himmel. Sie hieß Juliane und hatte etwas, aber das drang nicht bis zu mir durch. Ich sah, was sie hatte, in den Augen der anderen Männer, wenn ich neben ihr ging. In der Nacht vor der Hochzeit lag ich allein in meinem Bett. Wir hatten noch keine gemeinsame Wohnung. Den Termin auf dem Standesamt hatte ich für 12.00 bis 12.20 Uhr eingetragen. Danach wollten wir mit den Trauzeugen und ihrer Mutter essen gehen. Nach Mitternacht klingelte das Telefon. Ich war siebenunddreißig und lebte in Charlottenburg.

„Warte“, sagte die Stimme einer Frau im Hörer. Es war Mai.

Die Hochzeit. Wir lächelten uns an, aber waren nicht glücklich. Sie wollte ein Kind, sofort.

Warte noch, sagte eine innere Stimme in meinem Kopf, die höher war als meine eigene.

Drei Jahre später, kurz vor Ostern, wurde ich sehr krank. „Todkrank“, sagte Julianes Mutter und setzte sich Tag um Tag und Stunden um Stunden an mein Bett. Es war die Zeit, die ich früher Fastenzeit genannt hatte. Ich war vierzig, die Mutter knapp über fünfzig. Zu Mutter und Tochter hielt ich den gleichen Altersabstand.

Karfreitag schälte Julianes Mutter neben meinem Bett ein Osterei. Der Geruch war unangenehmer als wenn sie geraucht hätte. Sie suchte nach dem Briefchen Salz, als das Telefon ging.

„Gib her“, sagte ich.

Sie hielt mir das geschälte Ei hin. Das Telefon klingelte. Die gelben Eierschalen lagen auf einer Serviette in ihrem Schoß.

„Das Telefon“, sagte ich.

„Warte“, sagte sie, faltete die Serviette, legte sie auf ihre Handtasche und stand auf. Es dauerte, bis sie abhob und mir den Hörer ans Ohr hielt.

„Hallo“, sagte ich kräftiger als ich mich fühlte. Am anderen Ende antwortete das Rauschen eines milden Dauerregens.

Zu Pfingsten wurde ich entlassen.

Juliane brachte immer häufiger eine Freundin mit nach Hause. Vielleicht, weil sie nicht schwanger wurde, ich weiß es nicht. Wir machten Kinobesuche zu dritt. Wir flogen zu dritt nach Mallorca. Unter Palmen saß Juliane auf meinem Schoß, und ich sprach mit der Freundin. Mit der einen Frau im Schoß bekam ich Lust auf die andere.

„Warte mal“, sagte da meine Frau und schlug mir gegen den Hals.

„Au!“

„Sorry“, sagte sie, „da saß eine Wespe.“

Ich legte den Arm um ihre Hüfte und dachte zum ersten Mal an Scheidung.

Der Winter, der auf den Sommer in Mallorca folgte, war hart. Anfang März rief Julianes Freundin an. Der Teich im Garten war zugefroren gewesen. Wo es jetzt taute, kamen die toten Goldfische zum Vorschein. Ihre Tochter sei sehr traurig, sagte sie. Sie selbst ekele sich sehr. Ich fuhr mit dem Rad hin.

Es war der Tag vor meinem zweiundvierzigsten Geburtstag. Ich war von zu Hause ausgezogen und lebte in einer Mansarde in Neukölln. Nachtspeicheröfen,

gesonderte Nebenkostenabrechnung. Nur einer im Haus heizte noch mit Kohle. Von Winter zu Winter roch es in Berlin weniger nach Winter. Als ich 1984 aus Oldenburg hergezogen war, wegen der Unistelle, hatte es von November bis März in den Straßen nach Kohlendioxyd gerochen wie in einer Kantine nach Essen. Der Geruch war kurz nach dem Mauerfall verschwunden. Meine Stelle an der Uni auch. Ich hatte in den Schuldienst gewechselt.

Julianes Freundin stand mit einer Schaufel in der Tür, und gegen ihre Schulter lehnte sich eine Tochter von zehn oder elf Jahren. Eine kleine Frau. Sie trug ein dunkelblaues Strickkleid mit schmalen weißen Streifen an Ärmelbund und Rocksäum. Was die Mutter trug, nahm ich gar nicht wahr. Das Zimmer, in dem Klavier und Sofa standen, ging hinaus auf eine Terrasse. Die Terrasse war morsch. Auf den Bohlen lagen leere Vogelfutterhülsen herum. Der Teich, mit schwarzer Gartenfolie ausgeschlagen, stank. Ein Dutzend Fische, grau und glibberig, trieben auf der Seite. Die Tochter, in den Rahmen der geöffneten Tür gelehnt, versuchte die Bewegungen der Schaufel mitzuzählen.

„Wie viele?“

„Siebzehn“, sagte ich einfach so. Sie verschwand mit der Antwort im Zimmer. Ich grub ein Loch unter dem Holunderbusch. Die Tochter kam mit einem flachen Stein zu mir, der so groß war wie ihr Handteller. Siebzehn Fische, hatte sie mit Filzschreiber auf den Stein gedichtet. Wir legten ihn auf das Fleckchen festgetretene Erde. Sie nahm meine Hand. In der anderen hielt ich noch die Schaufel.

Gleich nachdem ihre Mutter gestorben war, sprach Juliane von Scheidung. Sie hatte einen neuen Freund. An einem Samstag kurz vor Ladenschluß sah ich beide im Supermarkt, sie und den Freund. Ein Pärchen, kein Paar, ein Pärchen ist kürzer als ein Jahr. Der neue Freund hatte viel Haar und war jünger und munterer als ich. Sie standen bei den weißen Schokoladenhasen, die nach Ostern im Sonderangebot waren. Sie war schlanker geworden. Ich wartete, bis sie zur Kasse gingen, dann nahm auch ich einen weißen Hasen in die Hand, den selben, den sie hatten mitnehmen wollen. Abrupt drehte ich mich um. Jemand hatte was gesagt.

„Warten worauf?“ antwortete ich noch in der Bewegung.

„Tachchen!“ Der dicke türkische Obstverkäufer, den ich seit langem kannte, stand vor mir. „Wenn Sie bis Montag warten, werden die Hasen noch billiger“, sagte er.

Die Scheidung, der Sommer, Sylvester allein. Niemand rief an, als ich das Feuerwerk über dem schrägen Dachfenster betrachtete. Wie man einen Regentag betrachtet oder sein langweiliges Leben. Niemand rief an, aber ich merkte, ich wartete. Dann schaltete ich den Fernseher aus, warf eine halbe Packung Erdnüsse, geröstet mit Honig, in den Müll, lüftete das Zimmer und ging zu Bett. Am ersten Tag nach den Weihnachtsferien saß die Neue aus Rostock in der letzten Bank, Fensterreihe. Hübsch war sie auf eine provinzielle Art, als sei sie noch nicht lange in der Stadt. Das Mädchen neben ihr war hübscher, aber die kannte ich schon. Und was heißt schon hübsch in dem Alter, wenn ihnen allen die Schultern noch glänzen, das Make-up eine Frau aus ihnen machen soll und die getuschten Wimpern wie Fliegenbeine von den Lidern abstecken? Die Aufsätze der Neuen aus Rostock zeigte ich den Kollegen, weil sie mir unheimlich waren. Vor allem, wenn ich an Namen und Alter der Person dachte. Nadine Kowalke, dreizehn. Bevor sie schrieb, band sie sich die Haare zusammen, damit räumte sie sich selbst aus dem

Weg. Die anderen Schüler drehten sich in dem Moment immer nach ihr um. Sie sagte, sie wolle Fallschirmspringerin werden.

„Aber du trägst doch eine Brille.“

„Warten Sie ab“, sagte sie.

Der Februar kam, Regen fiel auf den Schnee. In meiner Wohnung bauten sie Zentralheizung ein. Dann war Karneval. Rosenmontag feierte die Schule. Die Klasse kam im Kostüm, ich machte ein Gruppenfoto und trug eine rote Clownsnase dabei. Am gleichen Nachmittag noch verdunkelte ich das schräge Fenster in meinem Bad mit zwei Woldecken und machte sechsundzwanzig Abzüge vom gleichen Negativ. Am Spiegelschrank stieß ich mir zweimal den Kopf. Ich steckte die Fotos in sechsundzwanzig gleiche Briefumschläge und verteilte sie am nächsten Tag mit der überfälligen Klassenarbeit. Drei Tage später zog ich mittags aus dem Briefkasten einen braunen unbeschrifteten Umschlag unter einem braunen beschrifteten von der Debeka hervor. Ich stand im Flur. Sie hatte sich auf dem Foto angekreuzt, mit zwei harten Kulistrichen, letzte Reihe, dritte von links, in einem windweiten Rest von Kleid. Ich drehte das Foto um. Ich bin's, stand da mit der Schrift, die ich von ihren Aufsätzen kannte. Keine Schrift, ein graphisches Ereignis. Ich schloß den Briefkasten zu und trat vor die Haustür. So fing es an. So sind wir überwältigt worden. Noch nie hatten wir jemandem so gefallen, wie wir einander gefielen. Noch nie. So hat es wieder angefangen, ich schwör's.